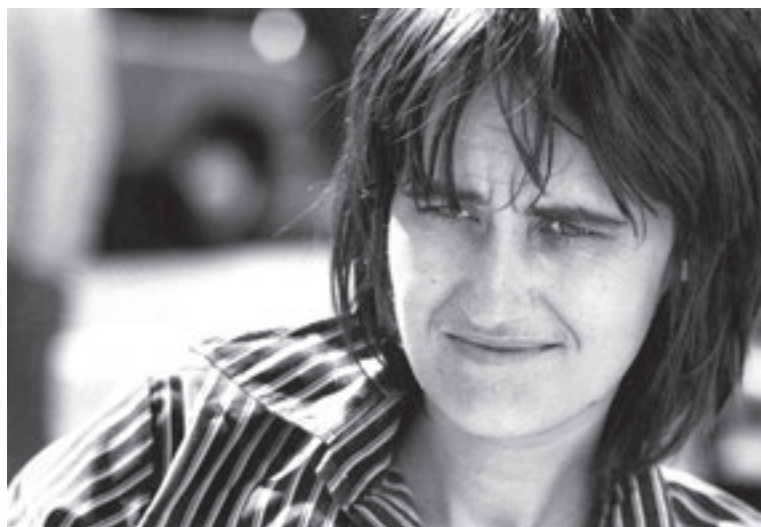




**ASTRID PROLL
BORIS VON BRAUCHITSCH
ZWISCHEN
STURM UND
STILLE
WIE ICH DER RAF ENTKAM**

MATTHES & SEITZ BERLIN



Astrid Proll, London, 1975

INHALT

1. AUSBRUCHSVERSUCHE

9

2. AUS DER FERNE BETRACHTET: VIETNAM IN FRANKFURT

20

3. MIT DEM MERCEDES IN DIE HESSISCHE PAMPA: DIE HEIMKAMPAGNE

39

4. VON PARIS INS ABSEITS

49

5. GEWISSEHEITEN UND ERINNERUNGEN: DIE BAADER-BEFREIUNG

60

6. »IHR WERDET ALLE STERBEN«

68

7. JORDANIEN

76

8. LOGISTIK UND IHRE NEBENWIRKUNGEN

83

9. EINE SCHIESSEREI IM WESTEND

93

10. DER TOTE TRAKT

100

11. EIN GLAS ROTWEIN

112

12. ÜBER UMWEGE NACH LONDON

120

13. DAS FOTO ALS WAFFE

132

14. »YOU'RE NOT GONNA SEE ME AGAIN«

145

15. AUSGELIEFERT

161

16. DER ZUG AUS LEIPZIG

176

17. TEMPO

188

18. INDEPENDENT

195

19. LUXUS UND BETON

203

20. ZURÜCK IN BERLIN

214

Personenregister

224

Zitierte Quellen

228

Bildnachweise

229

AUSBRUCHSVERSUCHE

Ich stand im Bad und spülte meinen Pass im Klo runter. Ich verbrannte ihn nicht und übergab ihn auch nicht pathetisch den Wellen der Spree, sondern ich ließ ihn in die Schüssel fallen und bediente die Spülung. Der Pass stand für mein altes Leben, von dem ich auf diese Weise nicht nur Abschied nahm, sondern es für wertlos erklärte.

Ich brauchte Tage, um diesen Schritt zu gehen, denn ich hing an meinem alten Leben. Aber der profane Akt, das Dokument meiner Identifikation zu vernichten, war obligatorisch. Die Gruppe verlangte es, alle hatten es getan. Dem Rest der Welt wird es egal gewesen sein, aber für mich war das ein großer Schritt. Ich stand da und spülte meine Identität im Klo runter.

Das war konsequent und vernünftig, soweit man in meiner Lage von Vernunft sprechen konnte, denn mein Bild prangte, gemeinsam mit den Bildern der anderen, bereits auf Fahndungsplakaten, und es war an der Zeit, ein neues Leben mit vielfältigen Identitäten zu beginnen. Ich würde noch viele Pässe haben, wozu also an einem Stück Papier festhalten, das mir der Staat verpasst hatte, um mich unter Millionen unzweifelhaft und amtlich festnageln zu können?

Es fiel mir schwer, die eine, wirkliche Identität gegen viele unwirkliche einzutauschen. Doch es musste sein. Mich mit meinem echten Pass auszuweisen, war zwar ohnehin keine Option mehr, aber das war mir egal. Ich hätte ihn versteckt, er war mir wichtig. Ich mochte mein bisheriges Leben, das er repräsentierte, es war nichts,

was ich demonstrativ geringschätzen wollte. Mehr noch: Mein Pass war ein Teil von mir. Ihn wegzuschmeißen, gab mir das Gefühl, auch mich selbst auf eine Art aufzugeben.

Musste ich mein altes Leben wirklich vernichten, um das neue richtig beginnen zu können? Mit meinem Pass war ich in den USA und in Mexiko gewesen, in Italien und Frankreich, war mit ihm von Berlin aus immer wieder nach Westdeutschland gefahren. Er hatte sich mit Stempeln gefüllt, die Geschichte belegten. Nicht zuletzt meine Geschichte. Wohl keiner der anderen in unserer Gruppe hatte mit seinem Ausweis so viel erlebt.

★

Mein Pass war außerdem mehr als nur mein *Pass*. In ihn hatte ich die Bilder meiner neuen Familie geklebt: von Gudrun Ensslin, Andreas Baader und meinem Bruder Thorwald. Er war für mich damit ein offizieller Beleg meiner neuen Zugehörigkeit, ein Dokument meiner Wahlfamilie. Aber all das zählte nicht. Alle Reste dessen, womit ich vom Staat identifiziert werden könnte, sollten ausgelöscht werden. Angefreundet habe ich mich mit dem Gedanken nicht, aber: Die Gruppe verlangte es.

Was ich wollte, war mein altes *und* mein neues Leben. Ich wollte nicht das eine für wertlos und das andere für bedeutungsvoll erklären. Eigentlich wollte ich gar nicht zwei Leben, sondern nur eines. Meines.

Es gab genügend Leute, die führten ein Doppelleben, hatten stillschweigend zwei Familien, waren im Verborgenen korrupt und traten öffentlich für Recht und Ordnung ein oder wirkten nach außen wie biedere Handelsvertreter, waren aber heimlich Agenten. Doch auch ein Doppelleben kommt nicht mehr infrage, wenn du steckbrieflich gesucht wirst.

Und manchmal ist es auch ohne Steckbrief notwendig, sich für das eine und gegen das andere zu entscheiden, weil sich manche Dinge ausschließen. Das ist vor allem dann der Fall, wenn es um Überzeugungen geht.

Loslassen fiel mir nie leicht, loslassen musste ich erst lernen. Doch um eine Sache festhalten zu können, ist es manchmal nötig, anderes freizugeben. Entscheidungen laufen am Ende doch häufiger auf ein Entweder-oder hinaus, als einem lieb ist. Das klingt nach Verlust, macht jedoch das Leben auch leichter. Manche Entscheidungen treffen andere für einen, manche gibt das Leben vor, aber es bleiben immer noch genug, die man selbst treffen muss.

✱

Schon als sich meine Eltern – endlich! – scheiden ließen, wollte ich meine alte Welt nicht loslassen. Ich ging nicht mit meiner Mutter in die USA, sondern blieb in Kassel bei meinem Vater, was allerdings bedeutete, dass ich nicht in Kassel blieb, sondern bald schon ins Internat kam.

Meine Mutter hatte uns verlassen, sie war somit schuldig, schon deshalb bekam mein Vater das Sorgerecht. So war das damals. Er war ab sofort für meine Erziehung zuständig, wo er doch immer meine Mutter für Erziehungsfragen verantwortlich gemacht hatte. Nun lag es an ihm, und er hatte Angst, es könnte etwas passieren, das auf ihn zurückfallen würde: dass ich Unfug trieb, dass ich schwanger würde, etwas in der Art. Als Junge aus der Unterschicht, der sich nach oben gearbeitet hatte, bewegte sich mein Vater in studierten Kreisen unsicher. Befand er sich auf fremdem Terrain, begann er zu stottern, wie auch ich und mein Bruder stotterten. Er fürchtete um seine Reputation, er wollte alles richtig machen, nicht als schlechter Vater dastehen. Jede meiner Unzu-

länglichkeiten musste folglich ein Versagen der Mutter sein, die mich nicht richtig erzogen hatte.

Als ich geboren wurde, war mein Vater enttäuscht, denn er wollte einen Sohn. Er habe mich nicht einmal sehen wollen, behauptete meine Mutter. Später aber konnte er nicht genug von mir bekommen. Er himmelte mich derart an, dass meine Mutter eifersüchtig wurde. Funktioniert die Beziehung zwischen den Alten nicht mehr, übertragen sie manches Mal ihre Liebe umso intensiver auf ihre Kinder. Bei meinen Eltern war das ganz sicher so.

In Erziehungsfragen alles richtig machen bedeutete für meinen Vater, meine Erziehung nach dem Weggang meiner Mutter in professionelle Hände zu legen. Ich kam ins Internat, zu katholischen Nonnen in Fritzlar, südlich von Kassel, ins erste Gefängnis meines Lebens. Dort waren die in eisigen Schlafsälen und zwischen Kirchenbänken gefangenen Kinder der Menschenfeindlichkeit der Nonnen ausgeliefert. Ungeheizt war auch das Wohnzimmer im Haus meiner Eltern gewesen, aber die Kälte unter Kruzifixen hatte noch eine andere Dimension. Was hier unter Erziehung verstanden wurde, waren vorrangig disziplinarische Maßnahmen. Wer nicht schwieg, wenn Schweigen verordnet war, saß eine Woche im Abseits mit dem Gesicht zur Wand.

Die Bewunderung der anderen Kinder im Internat erwarb ich mir mit kleinen Revolten, mit dem, was Renitenz oder Ungehorsam hieß und in meinen Ohren allemal besser klang als Fleiß und Gehorsam. Ich spürte, dass ich anders war. Ich spürte, ich würde die gesellschaftlichen Normen nicht erfüllen: Familie, Haus, bürgerliches Dasein. Und ich fühlte mich nicht begehrenswert, weil ich nicht begehrte wie die anderen. Wenn ich schon keine Liebe erwarten konnte, wollte ich wenigstens beliebt sein, das aber erreichte ich nur durch die Ablehnung der herrschenden Ordnung,

durch Verweigerung, mich den Zwängen zu unterwerfen, zu denen auch Lernen gehörte. Was ich nicht von selbst verstand, was sich mir nicht unmittelbar erschloss, was Zeit und Mühe und Büffeln erforderte, das lehnte ich ab. Lernen war in meinen Augen würdelos, eine unnötige Anstrengung, eine weitere Schikane des Erziehungspersonals.

Obwohl sich die Nonnen von meinem Architekten-Vater eine Halle für Körpererertüchtigung versprochen – nur deshalb hatten sie mich widerspenstiges, protestantisches Kind überhaupt toleriert –, setzten sie mich nach nur einem Jahr vor die Tür. Also ging es zunächst wieder für zwei Jahre nach Kassel. Dort durfte ich, inzwischen 13 Jahre alt, meinen Bruder in die Milchbar nach amerikanischem Vorbild begleiten, wo er sich mit seinen Kumpels traf, die sich Mühe gaben, wie James Dean auszusehen, oder wenigstens wie Steve McQueen. Waren wir auf dem Schulweg, hatte mein Bruder immer eine große Dose Haarspray bei sich, um seine Frisur in Form zu bringen, bevor wir in die Straßenbahn stiegen.

Wenn meine Mutter vorbeischaute, kam sie nur, um mich abzuholen und mit mir auf Reisen zu gehen. Wer Fremdsprachen beherrschte, dem stand die Welt offen – auch als Frau. Aus dieser Überzeugung resultierten die Sprachkurse, die meine Mutter auf unseren Reisen belegte. Ich war derweil mir selbst überlassen, saß in Nizza oder Capri am Strand, flanierte durch Florenz oder Wien. Zurück in der Heimat, schickte mich mein Vater ins nächste Internat, das ich mir selbst gesucht hatte, diesmal über 400 Kilometer entfernt.

Im Schwarzwald, in Triberg, waren lauter Scheidungskinder versammelt. Es gab eine Villa, in der die Mädchen lebten, und eine zweite für die Jungs. Auch hier war alles reglementiert: Wenn wir rausdurften, wurden wir in Reih und Glied ausgeführt, durften

weder links noch rechts schauen. In der Villa waren wir in Dreierzimmern untergebracht. Es war üblich und wurde toleriert, dass die Abiturientinnen jüngere Freundinnen hatten, nicht unbedingt in sexueller Hinsicht, aber mit sehr enger Bindung, als Spielart eines unausgesprochenen pädagogischen Eros.

Silvia war zwei Klassen über mir. Einzelkind, Zahnarzttochter. Ihre Familie stammte aus der Gegend des Internats, ihre Großmutter besaß eine Villa im Tal. Silvia gefiel mir, sie war eher der stille Typ, hübsch und etwas burschikos. Ihr Verehrer im Internat, Sohn eines deutschen Diplomaten in der Türkei, stand oft vor ihrem Fenster und balzte. In der Nacht aber gehörte sie mir. Ich schlich mich hinunter in ihr Zimmer und kroch zu ihr ins Bett. Es war überwältigend. Die beiden anderen Mädchen im Raum schwiegen zu dem, was wir taten. Aus Solidarität oder einfach weil sie keine Worte für das hatten, was sie mitbekamen. Was wir taten, war tabu, und über Tabus galt es zu schweigen.

Irgendjemand fand dann aber doch Worte und muss uns verurteilen haben. Die Leiterin des Mädchentrakts erwischte Silvia und mich zusammen im Bett. *In crimine flagranti*, im wahrsten Sinne des Wortes, inmitten des brennenden Verbrechens. Wiederum sprachlos war die Betreiberin des Internats. Auch ihr war es unmöglich, zu benennen, was wir getan hatten. Es war unaussprechlich und wurde mit der größten Verachtung bestraft. Meinem Vater, der herbeizitiert worden war, wurde lediglich der Rat gegeben, er solle mich zum Psychiater schicken. Er wusste gar nicht, was vorgefallen war. Unsagbares, Unsägliches traf auf Verständnislosigkeit.

Silvia stand kurz vor dem Abitur und hatte Heimvorteil, ich war die schlechtere Schülerin, also durfte sie bleiben und ich musste gehen.

In diesem Sommer fuhr ich wieder einmal nach Amerika. Meine Mutter hatte sich vorgenommen, mir ein Stück günstiger Freiheit



Salzkammergut, um 1981



Internat Bad Aussee

zu schenken, also steckte sie mich in einen Greyhound Bus und schickte mich quer durch die USA. Im Bus traf ich die unterschiedlichsten Typen, darunter eine Lesbe, die mir, der Sechzehnjährigen, uralt vorkam und die ein wenig die Finger nach mir ausstreckte. Ihr, dieser fremden Frau auf einem fremden Kontinent konnte ich von meiner Freundin erzählen und wie sehr ich sie vermisste.

Sex mit Jungs zu haben, meist auf Rückbänken irgendwelcher Autos, das gehörte in den Internaten dazu, und ich wollte dazu gehören. Aber meistens war ich froh, wenn es vorbei war. Diese Art von Passivität, dieses eingefahrene Rollendenken entsprach mir nicht. Mit Silvia war das etwas anderes. Sofort nach meiner Rückkehr aus den USA fuhr ich zu ihr an den Bodensee, wo sie mit ihrer Mutter in einer Pension Urlaub machte. Wir schliefen zu dritt in einem Doppelbett. Silvia und ich hatten Sex, während ihre Mutter neben uns lag. Sie sagte nichts, tat, als habe sie nichts mitbekommen, und war unverändert freundlich und aufmerksam zu mir.

Das Schwarzwälder Internat war für mich Geschichte, aber wenn mich die Sehnsucht trieb, fuhr ich nach Triberg, um Silvia in der Villa ihrer Großmutter zu treffen. Wenn ich in der Dunkelheit am Bahnhof ausstieg, durchquerte ich ein Land, in dem ich nicht sein durfte. Ich hatte das Gefühl, etwas Furchtbares zu tun, und ich dachte, jeder müsse mich sofort erkennen und wissen, dass ich auf Abwegen wandelte und schon wieder etwas Verbotenes plante.

In diesen Situationen wäre es schön gewesen, unsichtbar zu sein oder eine Maske zu tragen, hinter der man unerkannt bleiben konnte, wie die aus dem Alemannischen Karneval mit seinen wilden Kostümen und dämonischen Fratzen, die mich ebenso erschreckten wie faszinierten. Mit Silvia an meiner Seite traute ich mich auch in die Öffentlichkeit. Wir saßen im besten Café am Platz und aßen

Schwarzwälder Kirschtorte. Unser Ritual. Noch Jahrzehnte später machte ich dort Station, wenn ich in den Süden fuhr.

Meine Internatskarriere führte mich ebenfalls weiter gen Süden, nach Österreich. Auf der nächsten Station, in Bad Aussee, offenbarte mir meine Lateinlehrerin ihre Affäre mit einem Schüler, woraufhin ich mich ihr gegenüber outete. Das änderte leider nichts an meinen miserablen schulischen Leistungen. Auf der nächsten Schule, in Bad Ischl, lernte ich das Autofahren. Das kam auch meiner Mutter gelegen. In den nächsten großen Ferien fuhr ich sie von San Francisco 3800 Kilometer nach Cuernavaca und hatte nun die nötige Fahrpraxis, um alle weiteren globalen Herausforderungen als Autofahrerin zu meistern.

In Mexiko gab mir meine Mutter einen Vorgeschmack darauf, wie sie sich ihr weiteres Leben vorstellte. Ein Haus im sonnigen Sehnsuchtsland mit gepflegten Cocktails in gediegenen Anwesen kultivierter Expats. Sie lebte die Reichen-Fantasie. Und tatsächlich sollte sie sich später einmal ihren Traum vom Eigenheim in Cuernavaca erfüllen.

Fürs Erste aber war sie als Gesellschafterin in der Villa einer abgeschobenen Alkoholikerin eingeladen und versuchte dort Ordnung in die in ihren Augen verlotterten Zustände zu bringen. Diese Arbeit bot Gelegenheit, wohlhabende Nachbarn kennenzulernen.

Wichtig war meiner Mutter aber auch, außerhalb dieser Gated Community Bekanntschaften zu machen, daher besuchten wir von Zeit zu Zeit die Schwester einer mexikanischen Nachbarin in Mexico City, eine Frau um die fünfzig, die in Varietés gearbeitet hatte, mit ihren Adoptivkindern lebte und mir von ihrer früheren lesbischen Beziehung erzählte.

Im Grunde machte mir diese Frau Angst. Ich sah nicht, dass ich hier einen gangbaren alternativen Lebensentwurf vor mir hatte.

Noch fürchtete ich mich, außerhalb der Gesellschaft zu leben. Und mein Leben mit einer Frau zu verbringen, erschien mir in jeder Hinsicht als Dasein eines Outcasts.

Derweil wuchsen die Spannungen innerhalb der Villa und eskalierten schließlich darin, dass die Alkoholikerin meine Mutter in ihrem Bemühen, das Hauspersonal zu disziplinieren, als Hitler beschimpfte.

Gleichzeitig wuchsen auch die Spannungen zwischen mir und meiner Mutter. Sie wollte, dass ich in den USA blieb. Ich aber hatte Heimweh und beging meinen ersten Autodiebstahl – das Auto meiner Mutter. Niemals hätte sie mir den Wagen für einen Trip nach Mexiko City überlassen. Ich fuhr zu jener Bekannten und klagte ihr mein Leid so eindrücklich, dass sie mich für einige Tage bei Freundinnen auf dem Land unterbrachte. Meine Mutter kontaktierte die deutsche Botschaft, ich telefonierte mit meinem Vater, und wenig später war ich wieder in Kassel. Meine Mutter reiste ohne mich nach San Francisco zurück.

Die USA waren zu diesem Zeitpunkt ein Fehlschlag, aber ich hatte meine Liebe zur motorisierten Freiheit entdeckt. Autos ermöglichten mir die Flucht. Und je schneller sie waren, desto besser konnte man fliehen. Dass sich Flucht nicht nur auf Sehnsucht reimt, sondern auch sonst viel mit ihr zu tun hat, begriff ich allerdings erst später. Das Auto als Vehikel, als Materialisierung und Symbol der Sehnsucht zu sehen, mag etwas zu weit gehen, aber ein Auto ist ein Auto ist ein Auto.

Zurück in Deutschland scheiterte auch ein letzter Versuch in der Schule. Mein Vater empfahl mir schließlich, Goldschmiedin zu werden. Ich hatte feine, schmale Hände, da böte es sich doch an, etwas Filigranes zu machen. Ich aber wollte in einer Druckerei arbeiten. Ich dachte, das würde mir mehr entsprechen.

Letztlich war es meinem Vater egal, ging es ihm doch vor allem darum, dass ich auf eigenen Beinen stehen konnte. Eine solche Haltung war durchaus fortschrittlich für diese Zeit. Bis 1977 durften Frauen nur dann einer bezahlten Arbeit nachgehen, wenn dies mit ihren Pflichten als Ehefrau und Mutter vereinbar war. Ein eigenes Bankkonto konnten sie bis 1958 nur mit Zustimmung ihres Gatten eröffnen, vorher war es ihnen auch nicht gestattet, über gemeinsame Konten zu verfügen, die ohnehin auf den Namen des Mannes liefen. Der Mann bestimmte den Wohnsitz, und Vergewaltigung in der Ehe war noch bis 1998 legal. Das ist im Grunde bekannt, gerät aber immer wieder leicht in Vergessenheit. Immerhin war es Frauen seit 1958 erlaubt, auch ohne Erlaubnis des Ehemanns den Führerschein zu machen.

Was aus mir werden sollte, davon hatte ich 1967 keine Vorstellung, und das beunruhigte mich. Noch viele Jahre litt ich darunter, dass ich kein Abitur hatte. Meine Eltern trichterten mir ein, dass das Abitur unabdingbar sei. Lehre, das hieß zurück ins Proletariat, dahin, wo mein Vater hergekommen war. Er hatte geschafft, was er sich vorgenommen hatte. Und meine Mutter auf ihre Weise ebenso. Aus heutiger Sicht fordert mir das Respekt ab. Doch damals sah ich nicht, dass meine Eltern mir Vorbilder für ein selbstbestimmtes Leben hätten sein können.

AUS DER FERNE BETRACHTET:
VIETNAM IN FRANKFURT

Mehrfach besuchte ich Ende der 1960er Jahre meinen Bruder in Westberlin. Ich war entsetzt, was da los war. Die meiste Zeit des Jahres saß ich in Österreich im Internat, kam aus der heilen Alpenwelt ins Berliner Sumpf-Leben. Alle sahen völlig anders aus, als ich es als Bürgerstochter gewohnt war. Verpennt, verkommen, mit wirren Haaren. Nachts fuhr man mit Autos durch die Gegend und brüllte »Wir machen alles kaputt«. Eher dadaistische Performance als wirklich politische Aktion.

Damals habe ich absolut in der Gegenwart gelebt, und die war aufregend genug. Wahrscheinlich hätte mich die Politszene in Berlin aber gar nicht sonderlich tangiert, wäre dort nicht mein Bruder aktiv gewesen. Er kümmerte sich wenig um seine Ausbildung, ich empfand das als Kontrollverlust und machte mir Sorgen um ihn. Zwar hatte er gerade geheiratet, eine sehr sympathische Frau, hatte dafür vom Staat 3000 Mark Familiengründungsdarlehen kassiert, aber die Frau war schon wieder weg.

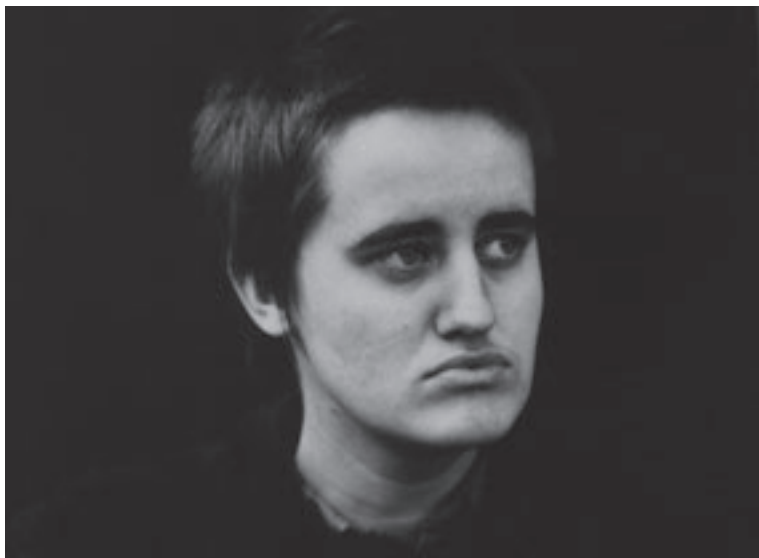
Vor allem aber war Thorwald für mich der klassische große Bruder, zu dem ich aufschaute. Er war bereits in Berlin etabliert, agierte mitten in der Studentenbewegung, verehrte als Student der Germanistik Georg Büchner, der schon 150 Jahre zuvor mit radikalen Gedanken und illegalen Mitteln den Umsturz herrschender Machtverhältnisse angestrebt und einen Geheimbund gegründet hatte. Folgerichtig sympathisierte Thorwald mit den Berliner

Kommunarden der Gegenwart. Durch ihn fand ich schnell Zugang zu jener antiautoritären Subkultur, die im Biotop der eingemauerten Metropole gedieh.

Jahrelang war mir das Gefühl vermittelt worden, ich selbst sei schuld daran, dass ich mich im Abgrund zwischen meinen Eltern nicht einrichten konnte, dass ich mich in der Schule, in der Liebe, in meinem Suchen nach Nähe nicht zurecht fand. Nun erfuhr ich, dass es die Gesellschaft war, die mir bei allem, was ich anfang, im Weg stand. Man versucht, alles richtig zu machen, »doch die Verhältnisse, sie sind nicht so«, hatte schon Brecht gedichtet. Rebellion gegen Repression, das hatte ich im Kleinen versucht, nun lernte ich Leute kennen, die mehr als rebellieren wollten. Die Freunde meines Bruders wollten das System zerschlagen. Zumindest sprachen sie gern davon.

Eines Nachts lernte ich in einer Kneipe durch Thorwald auch Andreas Baader kennen. Wir rauchten zusammen Joints und demonstrierten gegen die USA im Allgemeinen und gegen den Vietnamkrieg im Besonderen. Nach einer dieser Demos deponierte ich einen Brandsatz im Amerika-Haus unweit des Bahnhof Zoo, der Propagandazentrale der US-Regierung in Berlin, die auch den RIAS, den Rundfunk im amerikanischen Sektor betrieb, der sich selbst mantraartig als »freie Stimme der freien Welt« bezeichnete. Mit dem Brandsatz, der nicht einmal zündete, war eine Mutprobe bestanden und ein erster, für mich fast unmerklicher Schritt in die Illegalität getan.

Man wollte, dass es kracht, man wollte zündeln in jeder Hinsicht. Dafür galt es, weitere Schritte zu wagen, denn: »Jetzt laufen wir hier durch die Gegend, und das war es dann«, sagte Baader auf einer Demo zu mir, als wir wieder einmal gegen Kapitalismus und Imperialismus dahintrotteten. »Das bringt doch nichts. So ändert sich nie etwas.«



Eckhard Joite: Astrid Proll, Berlin, 1968/69

Der fürchterliche Brand im Brüsseler Konsumtempel *A l'Innovation* im Mai 1967, bei dem mehr als 250 Menschen ihr Leben verloren, war von der *Bild*-Zeitung reflexartig dem linken Spektrum zugeschrieben worden. Schließlich wurden in dem Kaufhaus gerade amerikanische Waren präsentiert, da mussten die Täter ja militante Vietnamkriegsgegner gewesen sein! Die Idee, einen Kaufhausbrand mit Vietnam in Verbindung zu bringen, war also im Sumpf der Boulevardpresse gediehen. Die Kommune 1, jene Polit-, Wohn- und Lebensgemeinschaft, die von der Presse zum anarchistischen Schreckgespenst für jede kleinbürgerliche Ordnung aufgeblasen worden war, verwandelte den Gedanken in eine bitterböse Satire und pries den Brand selbst als kühnes amerikanisches Lifestyle-Event an: »Ein brennendes Kaufhaus mit brennenden Menschen vermittelte zum erstenmal in einer europäischen Grossstadt jenes knisternde Vietnamgefühl (dabeizusein und mitzubrennen), das wir in Berlin bislang noch missen müssen«, hieß es auf einem Flugblatt.

Die »Horror-Kommunarden«, wie sie die *Bild* bezeichnete, machten regelmäßig mit überwiegend clownesken Aktionen auf sich aufmerksam, wie dem sogenannten Pudding-Attentat. Obwohl es letztlich gar nicht stattfand, weil ein V-Mann des Verfassungsschutzes intervenierte, schlug das geplante »Attentat«, bei dem der amerikanische Außenminister Humphreys mit Pudding attackiert werden sollte, Wellen bis in die *New York Times*. Und auch als es vom Turm der Berliner Gedächtniskirche Mao-Bibeln regnete, steckten die Anarchos dahinter. Die chinesische Botschaft hatte die Kommune 1 mit den heiligen Büchlein des Kommunismus beliefert.

Lange sollten die Kommunarden allerdings nicht mehr warten müssen, bis es auch in Deutschland brannte, um jenes Vietnam-

gefühl zu vermitteln und ein Fanal gegen Konsumterror zu setzen. Präzise gesagt, dauerte es vom 22. März 1968, an dem Rainer Langhans und Fritz Teufel vom Vorwurf der »Aufforderung zur Brandstiftung« freigesprochen wurden, ganze 11 Tage, bis es so weit war.

In der Berliner Szene wuchs bereits seit Längerem ein nervöses Gefühl aus Empörung, Trotz und Angst, es gab hitzige Diskussionen, wie eine Vietnam-Demo ablaufen sollte beziehungsweise wie sie nicht ablaufen sollte. Mittendrin waren Thorwald Proll, Gudrun Ensslin und Andreas Baader, zusammen mit einer Frankfurterin, erinnerte sich Ulrich Enzensberger später, sie hatten etwas vor und suchten Leute, die mitmachen würden. Es ging wohl auch um eine Art Rivalität mit der Kommune 1, die zwar durchaus nette Aktionen startete, aber vor allem viel redete. Den Worten sollten nun Taten folgen, die mehr waren als herzige Happenings. »Drei ist eine Menge und vier ist eine Gruppe«, zitierte Enzensberger meinen Bruder etwas kryptisch. Über München, wo sie noch Horst Söhnlein auf sammelten, fuhren Gudrun, Andreas und Thorwald in Baaders Amischlitten nach Frankfurt. Dass ihre dortige Aktion keine spontane Laune war, darauf deutet auch ein Film hin, den die Polizei im Kofferraum ihres Autos sicherstellte und der nach seiner Entwicklung Flure von Kaufhäusern zeigte, die bereits in Berlin und München aufgenommen worden waren.

★

Die zeitliche Nähe zum Massaker von Mỹ Lai am 16. März 1968, bei dem amerikanische Soldaten vergewaltigend und mordend durch das vietnamesische Dorf gezogen waren, war Zufall, denn die US-Regierung tat alles, um die Tat zu vertuschen, als würde sie ahnen, dass sie zu einem Wendepunkt in der internationalen Wahrnehmung des Vietnam-Horrors werden würde. Aber rück-

Astrid Proll, 1947 in Kassel geboren, war Gründungsmitglied der Roten Armee Fraktion (RAF). Zuvor hatte sie eine Ausbildung zur Fotografin an der Berliner Lette-Schule abgebrochen, um sich Gudrun Ensslin und Andreas Baader anzuschließen. Nach ihrer Haftzeit arbeitete sie für verschiedene Zeitschriften, vor allem für das Magazin *Tempo*, als Bildredakteurin. In mehreren Publikationen setzte sie sich mit der RAF sowie der Umbruchszeit im London der 1970er Jahre auseinander.

Boris von Brauchitsch, 1963 in Aachen geboren, ist Fotograf, Autor und Kurator. Als Kunsthistoriker beschäftigt er sich mit den Mechanismen bei der Entstehung und Verwertung von Kunst. Dabei überschreitet er auch Grenzen zwischen Sachbuch und Performance, zwischen realen Quellen und fiktiven Künstlerbiografien, zwischen Essay und Drama.

Erste Auflage Berlin 2026

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Walter Schönauer

Layout und Satz: Walter Schönauer

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-2140-7

www.matthes-seitz-berlin.de